

HELL'S KITCHEN (CV)



Schnee

VON CHRISTIAN ZASCHKE

Anfang der Woche zog ein Schneesturm durch New York. Im Fernsehen hatten sie gewarnt, im Radio hatten sie gewarnt, hin und wieder erklangen auf allen in der Stadt registrierten Mobiltelefonen Warnsignale. Bürgermeister Bill de Blasio appellierte, keinesfalls das Haus zu verlassen, Gouverneur Andrew Cuomo sprach von einer „lebensbedrohlichen Situation“.

Am Sonntagabend setzte der Schneefall ein. Es schneite den ganzen Montag. Hell's Kitchen lag unter einer weißen Decke, es war ein so friedlicher und freundlicher Anblick, dass es fahrlässig gewesen wäre, nicht nach draußen zu gehen. Ich blickte auf die Türme der Stadt, zwischen denen das Weiß nach oben wuchs, und ich dachte an Robert Frosts Gedicht „Innehaltend inmitten der Wälder an einem Schneeabend“.

Im Interview mit dem Regisseur Danny Boyle führte ich ein Selbstgespräch

Meine dickste Winterjacke paarte ich mit meinen hässlichen Winterstiefeln, die zwar wirklich hässlich sind, aber bei Weitem nicht so hässlich wie meine Turnschuhe von New Balance, die ich gekauft habe, weil Art Garfunkel sie mir empfohlen hat.

Apropos schamloses Namedropping: Vor Äonen führte ich ein Interview mit dem Regisseur Danny Boyle. Wobei, eigentlich müsste dieser Satz lauten: Vor Äonen führte ich ein Selbstgespräch mit dem Regisseur Danny Boyle. Er hatte gerade einen neuen Film abgedreht, ich hatte eine halbe Stunde allein mit ihm. Wir tranken Tee in einem Londoner Hotel, und ich fragte ihn, ob er Don Siegels Film „Telefon“ von 1977 kenne. Boyle verneinte.

Ich dozierte, dass eine der Grundideen seines neuen Films exakt so schon in Siegels Film vorkam. Boyle sah mich ebenso fragend wie uninteressiert an. Daraufhin erzählte ich ihm die komplette Handlung des Films, zu der wesentlich gehört, dass in den USA lebende russische Schläfer mittels eines Telefonanrufs aktiviert werden. Der Anrufer zitiert die letzte Strophe des erwähnten Gedichts von Frost, und die Schläfer werden zu Killern.

An diesem Punkt hatte Boyles Desinteresse das Maximum erreicht, was mich nicht davon abhielt, diese letzte Strophe zu zitieren. In der Übersetzung von Paul Celan lautet sie so:

„Anheimelnd, dunkel, tief die Wälder, die ich traf. / Doch noch nicht eingelöst, was ich versprach. / Und Meilen, Meilen noch vorm Schlaf. / Und Meilen Wegs noch bis zum Schlaf.“

Boyle blickte auf seine Uhr. „Oh“, sagte er erfreut, „die Zeit ist leider schon rum.“

Montagabend also, New York City, ich trat auf die verschneite Straße. Ich dachte an Garfunkel, Frost, an Boyle und an Celan, und es, nun ja, fröstelte mich bei dem Gedanken, dass ich, erstens, so ein miserabler Interviewer sein kann, und, zweitens, bei Weitem noch nicht eingelöst ist, was ich versprach. Dann stapfte ich los, hoffend, wissend, dass Meilen Wegs zu gehen sind noch bis zum Schlaf.



Zum Glück ist das Elektroauto so leise. Da kann **Hannes Jaenicke** das Interview auch während der Fahrt vom Ammersee nach München führen. Er sei heilfroh, auf dem Land zu leben: frische Luft schnappen, Vögel beobachten, weniger Stress. Den hat der 60-Jährige dafür als Umweltvisionär im Ökothriller „Retter der Meere“, der an diesem Samstag in der ARD zu sehen ist

PROTOKOLLE: JULIA ROTHHAAS



Nah dran Ich bin Greenpeace-Mitglied, seit ich 15 bin, das Thema Naturschutz hat mich immer beschäftigt. Anfang der Nullerjahre drehte ich ein Abenteuerreise-Format für Vox, da haben wir auf Missstände im afrikanischen Edelsteinabbau und auf die Vergiftung der Meere aufmerksam gemacht, doch das wurde rausgeschmissen mit dem Argument, es passe

nicht zur Sendung. Also habe ich mit meinem Produktionspartner eine eigene Dokureihe entwickelt, in der wir über den Zusammenhang unseres Konsumverhaltens mit der weltweiten Umweltzerstörung berichten. Für den ersten Film „Im Einsatz für Orang-Utans“ waren wir auf Borneo. Um auf die Vernichtung der Regenwälder hinzuweisen, gibt es kein bes

seres Symbol als das Aussterben dieser Tiere. Wir hatten so gute Quoten, dass wir diese Reihe nun seit 15 Jahren mit dem ZDF drehen dürfen. Privat versuche ich, so klimaneutral wie möglich zu leben: vegan, plastikfrei, Bio- und Fairtrade-Produkte, Elektroauto. Nur beruflich muss ich viel fliegen. Würde ich mich weigern, müsste ich den Job an den Nagel hängen.



Zufall Ich habe in einer Kneipe in Regensburg gejobbt, in der Schauspieler des Stadttheaters Stammgäste waren, die meinten: „Geh ans Mozarteum!“ Weil ich keinen Plan hatte, was ich nach dem Abi anstellen sollte, habe ich das aus Jux gemacht – und bin in Salzburg bei der Aufnahmeprüfung durchgerast. Als ich per Anhalter nach Hause fahren wollte, hielt ein Typ im VW-Bus, der in Regie durchgefallen war. Er meinte: „Ich versuche es am Max-Reinhardt-Seminar in Wien. Kommst du mit?“ Warum nicht, dachte ich – und wurde dort tatsächlich genommen, obwohl ich nicht mal angemeldet war. Auf dem Foto sieht man eine Szene aus „Von Mäusen und Menschen“ im Theater am Ku'damm, das haben wir 120 Mal vor ausverkauftem Haus gespielt. Seit 2008 habe ich aber nur noch gedreht. Spielfilm, Dokus und Theaterengagement sind einfach nicht koordinierbar.



Ziehvater Der Regisseur Carl Schenkel hat mich 1984 in einem Tschechow-Stück am Schauspiel Bonn entdeckt und zum Casting nach München eingeladen für den Film „Abwärts“. Das war ein gewaltiger Sprung und wahrscheinlich die schönste Arbeit, die ich je machen durfte. Der Regisseur war großartig, und ich durfte als blutiger Anfänger gleich mit Götz George drehen! Er wurde zu einer Art filmischem Ziehvater und nahm mich geduldig unter seine Fittiche. So ein Filmdreh ist ja ein völlig anderes Handwerk als Theater. George war unter Kollegen gefürchtet: Wenn jemand unprofessionell war, seinen Text nicht konnte oder

seine Markierung verfehlte, wurde Götz, höflich formuliert: streng. Kam man mit Spiellust und Arbeitswut ans Set, hat er einen geliebt. Er war ein unglaublich leidenschaftlicher und harter Arbeiter, er hasste Mittelmaß und ließ nie locker. Selbst mit über 70 nicht.

Nach „Abwärts“ bekam ich zunächst keine Filmangebote mehr. Erst nach „Väter und Söhne“ mit Burt Lancaster, Julie Christie und Bruno Ganz ging es richtig los. Coronabedingt hatte ich im vergangenen Jahr keinen einzigen Drehtag als Schauspieler. Unsere Dokureihe „Im Einsatz für...“ konnte ich weiterdrehen, auch wenn es sich ewig hinzog.

FOTOALBUM



Mundart Ein Fußballmanager, der ins Gefängnis muss: In der Satire „Die Udo-Honig-Story“ spiele ich „Franz Kaiser“. Und das als Nichtbayer. Mein Freund Markus ist Münchner und wurde mein Sprachcoach. Er hat mir die Dialoge auf Band gesprochen, damit ich Bairisch üben konnte. Vier Wochen lang habe ich nichts anderes gemacht, als Beckenbauer-Clips zu gucken und Gerhard-Polt-CDs zu hören. Ich habe noch nie so viel gelacht wie bei dieser Rollenvorbereitung. Getroffen habe ich Beckenbauer leider nie. Zur Premiere des Films war der Verein eingeladen, erschienen ist kein Einziger. So viel zum Thema FC Bayern und Humor.



Entdecker Ich bin notorisch motorisch. Das ist der Grund, warum ich schon als kleiner Junge im Turnverein und oft im Krankenhaus war. Auf dem Bild, da war ich zwei, trage ich einen Gips am Arm, weil ich aus dem Laufstall gefallen war.

Ich habe eine ältere Schwester und einen jüngeren Bruder, sie ist Palliativschwester und er Maler. Wir drei könnten unterschiedlicher nicht sein, dennoch haben wir uns immer gut verstanden. 1966 zog meine Familie nach Pittsburgh, mein Vater war Biochemiker und hatte dort ein Jobangebot. Ich war sechs. Obwohl wir kein Wort Englisch sprachen, kamen wir Kinder an eine öffentliche Schule. Meine Klassenlehrerin hieß Miss Martin, sie trug eine Perlmutterbrille und rauchte Kette. Nach dem Unterricht brachte sie mir in ihrer Freizeit Englisch bei. Als mein Vater sich dafür bei ihr mit einem Geschenk bedankte, sagte sie nur: „That's my job.“

Ende der Sechzigerjahre kehrten wir zurück nach Frankfurt, meinem Geburtsort, 1971 zogen wir nach Regensburg. Meine Mutter hatte in den USA großes Heimweh nach Europa. Sie war Musikerin und spielte Klavier. Auch wir Kinder mussten es lernen. Dummerweise habe ich berufsbedingt jahrzehntelang gar kein Instrument mehr gespielt, doch 2014 hatte meine Mutter einen Schlaganfall und saß danach halbseitig gelähmt im Rollstuhl. Um sie zu beschäftigen, bat ich sie, mir wieder Klavierunterricht zu geben. Das war hart für sie, denn ich musste komplett von vorne anfangen. Sie war unglaublich streng mit mir, trotzdem hatten wir es lustig. 2019 starb meine Mutter, ich habe ihren Flügel geerbt. Auf dem Klimperle ich jetzt öfters herum. Zwar miserabel, aber mit großem Vergnügen.



Nass Ich bin eine totale Wasserratte, das war ich schon als kleines Kind. Das liegt vielleicht auch an meinem Sternzeichen Fische und Krebs im Aszendenten. Ich liebe alles, was mit diesem Element zu tun hat: Ich bin ein fanatischer Segler, Kitesurfer, Windsurfer, Wellenreiter, SUP-Fahrer, Kajakfahrer. In Köln habe ich direkt an Rhein gewohnt, meine Hütte in Los Angeles steht direkt am Meer, und in Bayern lebe ich am Ufer des Ammersees. Wenn es geht, bin ich nass. Nur Eisbaden, wie es diesen Winter in Seen oder Flüssen wohl in Mode gekommen ist, wäre nichts für mich. Ich mag es viel lieber warm oder tropisch.



Biker Zweiräder waren schon immer mein Ding, seit 45 Jahren fahre ich Motorrad. Erst hatte ich ein Kreidler-Mofa, dann eine Zündapp. Da ich es hasse, meine Zeit im Stau oder bei der Parkplatzsuche zu verplempern, habe ich früh festgestellt, dass Motorradfahren nicht nur höllisch viel Spaß macht, sondern einem sehr viel Zeit und Ärger spart. Natürlich legt man sich gelegentlich auf die Presse, aber das hat mich bislang nicht davon abgehalten, wieder aufzustiegen. Ausfahrten in Gruppen sind nicht mein Ding. Einmal im Jahr mache ich es doch: Da treffen sich gleich 40 000 Biker aus der ganzen Welt bei den BMW Motorrad Days.

RATTELSCHNECK

